

Anatol Regnier • Erinnerungen eines Taugenichts

Anatol Regnier

Erinnerungen eines Taugenichts

Eine Jugend zwischen Schwabing
und Starnberger See

btb

Für Dilia, Michael, Micah, Ruth und David.

Inhalt

Vorwort	9
1. Das Malvenhaus in St. Heinrich.	11
2. Schwabing	35
3. Stadt und Land	50
4. Mit dem Vater unterwegs	62
5. Das Ende der Ära Malvenhaus	71
6. Meine Reise nach Berlin	75
7. Ambach (I)	86
8. Der Englische Garten	98
9. Die Bertholds aus der Nachbarwohnung	103
10. Unsere Erzieherin Elisabeth Bobinger	107
11. Das Max-Gymnasium	112
12. Das Künstlerlokal Seerose	125
13. Eine Tragödie am See	132
14. Meine Heldentat am Pündterplatz	136
15. Hauch mich an!	140
16. Mein Firmpate Graf Pocci	145
17. Anne Frank	150

18. Zwischenbetrachtung: Mein Freund Pierre.....	156
19. Sommer 1957 – Ambach (II)	164
20. Die Steiner-Schule (I)	176
21. Meine Mutter auf der Bühne	186
22. Meines Vaters Freunde	194
23. Onkel Hans-Carl tritt ab	201
24. Mein Regenmantel	205
25. Das Atelier Eickemeyer	210
26. Mein erster Gitarrenschüler	216
27. Ein Rätsel: Pamela und Bonsels	222
28. Segovia	237
29. Die Hanni und das Eigelein	243
30. Die Steiner-Schule (II): Herr Trautner bringt einen Gast	250
31. Eine Wohnung in der Franz-Joseph-Straße – Kai Molvig	257
32. Siena	268
33. Octavian und Werner – eine Erfahrung	278
34. Die Steiner-Schule (III): Mein letzter Herbst in München	283
Nachwort	291
Wer ist wer? Wichtige Gestalten aus Kindheit und Jugend	301
Dank	315

Vorwort

MENSCHEN WERDEN GEBOREN, LEBEN, STERBEN. Alle sind gleich, und alle sind anders. Manche werden berühmt und reich, andere scheinen vom Pech verfolgt. Manche kommen aus dem Nichts und werden groß, andere beginnen groß und scheitern kläglich, wieder andere haben keine Möglichkeit, sich zu entfalten, weil sie in Kriegen getötet werden, an Seuchen oder Hunger sterben oder wegen ihrer Herkunft chancenlos sind. Aber eines ist allen gemeinsam: Sie haben nur ein Leben, kein zweites steht ihnen zur Verfügung. Alle haben Hoffnungen und Träume, und alle sind einzigartige, spirituelle Wesen. Über eines dieser Leben will ich berichten: meins.

Was war meine Ausgangsbasis? Ein Haus in St. Heinrich am Starnberger See, das sogenannte Malvenhaus, zwei Eltern, Charles Regnier und Pamela Wedekind, beide am Theater, und ein eisiger Tag im Januar 1945. Wichtige Parameter sind hier bereits festgelegt: Ich wurde auf dem Land geboren, nicht in der Stadt, die Ernährungslage war dadurch besser. Meine Eltern waren Künstler, nicht reich, aber auch nicht arm und sogar ein wenig privilegiert. Mein Großvater war der Dichter Frank Wedekind, was mir, ohne dass ich etwas dazutat, eine gewisse Ausnahmestellung bescherte. Und: Ein paar

Monate nach meiner Geburt war der Zweite Weltkrieg vorbei. Ich lebte in Sicherheit, hörte keinen Schuss, versäumte kein Mittagessen, aber überall um mich herum war das Erbe des Nationalsozialismus, erst unbestimmt wahrnehmbar, dann immer wichtiger, schließlich wurde es für mich zu einer Art Lebensthema.

In was für einer Welt bin ich aufgewachsen? Was waren die Schmerzen der Kindheit und Jugend? Wie war das Leben der Fünfziger- und Sechzigerjahre in St. Heinrich, in München-Schwabing, in Ambach am See? Welche Menschen haben mich begleitet und geprägt? Welche Hoffnungen und Träume hatte ich, und was ist daraus geworden? »Es fällt schwer, von sich selbst zu sprechen, aber es ist schön«, sagt Natalia Ginzburg. Sie hat nur halb recht: Es ist nicht immer schön, und es fällt nicht immer schwer. Manchmal tut es weh und erfordert Mut, dann genießt man es, im Mittelpunkt zu stehen. Bestenfalls kommt man der Frage näher, wer man ist und was man will und kann, als einer von zahllosen anderen, die alle dieselbe Frage haben und alle nur ein Leben, sie zu beantworten.

1.

Das Malvenhaus in St. Heinrich



ZWEIMAL IN DER WOCHE KOMMT EIN dreirädriger Kleinlastwagen die Auffahrt zum Malvenhaus hinauf und biegt in das immer offene Gartentor ein. Der Fahrer klettert auf die Ladefläche und öffnet eine Seitenklappe. Obstkisten werden sichtbar, ein Ladentisch, eine Waage: der Gemüse- und Obstverkäufer. Er wird sehnlichst erwartet, denn das Malvenhaus liegt einsam am Ostufer des Starnberger Sees, Abwechslung ist willkommen. Ich bin vier oder fünf Jahre alt und stehe mit den Erwachsenen vor der Luke. Das Wasser läuft mir im Mund

zusammen – Pfirsiche, Birnen, zum Anbeißen schön. Einmal hat er sogar Weintrauben, da knabbere ich noch die kleinen grünen Spitzen vom Strunk ab. Der Gemüsemann klappt die Lade zu, klettert in den Fahrersitz, rangiert ein paarmal, verschwindet. Keine eindrucksvolle Erscheinung. Auch sein Wagen ist ein ärmliches Gefährt. Aber seine Pfirsiche haben es mir angetan.

Anderes für den täglichen Bedarf bekommt man eine halbe Wegstunde entfernt bei Frau Bickel in St. Heinrich. Im weißen Kittel steht sie hinter dem Ladentisch, wiegt ab, berät, packt ein. Herr Bickel, ihr Mann, räumt Kisten von hier nach dort, fegt den Vorplatz, geht seiner Frau zur Hand. Er trägt Knickerbocker, sogenannte Pumphosen, am Knie endend, darunter Wollstrümpfe. Viele Männer tragen Pumphosen, für mich sind sie auf ewig mit Herrn Bickel verbunden. Wie das Ehepaar nach St. Heinrich kam, ist mir nicht bekannt. Plötzlich waren die Bickels da, und kurz darauf gab es den Laden, in einer rückwärts gelegenen Garage an der Landstraße zwischen der Fischerei Bernwieser und dem Gasthof Fischerrosel, gern angenommen von der Bevölkerung, denn wenigstens muss man nicht mehr für alles und jedes nach Seeshaupt. Frau Bickel ist geschäftstüchtig. Da man den Laden von der Straße aus nicht sieht, steht ein Schild an der Einfahrt: »MARIA BICKEL BIETET AN ...«, darunter Details ihrer Waren.

Von denen interessieren mich vor allem die Kekse und Waffeln in den kastenartigen Behältern mit gläsernen Deckeln. Hier müsste ich einmal unbeobachtet sein, denke ich, vielleicht versehentlich nachts im Laden eingeschlossen werden, dann könnte ich, während es draußen ganz still ist, so viele Kekse essen, wie ich will. Oma Goldi, die Mutter unseres

Vaters, macht aus ihnen »Kalten Hund«, legt abwechselnd Kekse und geschmolzene Butter in die Kuchenform, bis sie voll ist. Über Nacht wird die Schokolade fest, der Kuchen wird scheibchenweise genossen. Backt Oma Goldi im Rohr, legt sie oben Butter-Einwickelpapier in die Form, sodass alle Reste abschmelzen – immerhin Butter, nicht Margarine. Gewisse Standards ist man im Malvenhaus gewohnt.

Eines Tages ist Herr Bickel nicht mehr da, er ist plötzlich verschwunden. Gerüchteweise verlautet: abgeholt, Polizei oder Militärstreife, wahrscheinlich NS-Vergangenheit. Erwachsene berichten es beiläufig, als wüssten alle, worum es geht und weshalb es sich erübrige, Näheres zu erörtern. Vielleicht sollen es die Kinder auch nicht zu genau wissen. Aber ich spüre: Es hat mit dem Krieg zu tun. Der Krieg ist immer präsent, wie graues, ödes Land.

Krieg – was war das wohl? Meine Mutter habe Mehl im Rucksack aus der Stroblmühle geholt, zum Essen sei man »zum Bader« gegangen, da habe es gelegentlich noch etwas gegeben – gemeint ist der Gasthof Fischerroschl in St. Heinrich, wir kennen ihn, aber »im Krieg« war alles anders. Einmal sei unser Vater nachts von München nach St. Heinrich geradelt, da habe es laut geknallt, er habe geglaubt, erschossen worden zu sein, dabei war nur ein Reifen geplatzt – die Reifen seien so schlecht gewesen, dass man sie immer wieder habe flicken müssen. Dass er nicht »im Krieg« war, wissen wir und finden es gut, vielleicht wäre er sonst nicht mehr da – keinen Tag seines Lebens habe er eine Uniform tragen wollen, erzählt er uns oft, vor Musterungen habe ihm ein Arzt eine Spritze verpasst, die das Fieber hochtrieb, so habe er einen Lungenschaden vorweisen können, und Schauspieler wurden oft zurückgestellt. Kurzum: Es funktionierte, er musste nicht hin.

Andere hatten weniger Glück. Meine Mutter erzählt vom »Volkssturm«, ich sehe alte Männer vor mir, die mit Stöcken bewaffnet in eine Schlacht wanken, und höre das Wort »KZ«. Das stehe für »Konzentrationslager«, erklärt man mir, ich frage: Was wurde da »konzentriert«? Das sei nur ein Ausdruck, sagen die Erwachsenen, für ganz schlimme Orte. Auch »SS-Männer« habe es gegeben. Allein das Wort erzeugt Grauen. War Herr Bickel einer von ihnen? War auch Frau Bickel beteiligt? Irgendwann verschwindet auch sie, macht ihren Laden dicht, ist weg. Die Einfahrt ist noch da, und jedes Mal, wenn ich an ihr vorbeikomme, denke ich an sie, ihre Kekse, Herrn Bickels Pumphosen und das Schild »MARIA BICKEL BIETET AN ...«.

Amerikanische Jeeps und Militärlaster fahren oft am Malvenhaus vorbei, aber auch viele Deutsche haben wieder ein Auto. Sonntagabends stehen wir am Gartenzaun und beobachten den nach München zurückflutenden Verkehr, ein Auto nach dem anderen, nicht wenige mit Anhänger, darauf Paddel- und Schlauchboote. Sie kommen von der »Robinson-Insel«, einem Badeplatz in St. Heinrich, angeblich mit Eisbude und anderen Attraktionen. Der Name hat für mich einen magischen Klang, dort gewesen bin ich nie, denn wir haben unseren eigenen Strand, einen schmalen, verwilderten Uferstreifen mit einem Steg und einer halb verfallenen Bootshütte. Um zu ihm zu gelangen, überqueren wir die Landstraße, mit aller von der Mutter eingetrichterten Vorsicht: erst links schauen, dann rechts, und wenn wirklich nichts kommt, hinüber. Das Ufer ist dicht mit Schilf bewachsen, tritt man in eine seiner Wurzeln, wird das Wasser blutig rot. Zwischen dem ersten und zweiten Schilfgürtel ist eine freie Fläche, hier lernen wir

schwimmen, und da ich die Luft lange anhalten kann, übe ich mich im Tauchen. Erst mit geschlossenen, dann mit offenen Augen schleiche ich mich an andere Schwimmer heran und fasse ihnen an die Beine.

Im Schilf verborgen liegt Onkel Axels Segelboot, eine Olympia-Jolle, in der er uns viel zu selten mitnimmt. Er soll sie Gustaf Gründgens abgekauft haben, dem sie ursprünglich gehörte, der zum Segeln aber keine Zeit hat. Ich krieche unter der Persenning hinein, rieche Holz und Lack, höre das Wasser glucksen. Gustaf Gründgens kommt manchmal zu Besuch und bleibt ein paar Tage. Wir nennen ihn »Onkel Gustaf« und haben ein wenig Angst vor ihm, denn wir wissen: Er ist berühmt und leitet ein Theater in Düsseldorf. Unsere Mutter ist mit ihm befreundet, und für unseren Vater scheint er eine Art Vorbild zu sein. Mit ihm reist ein jüngerer Mann, Peter Gorski, angeblich sein »Adoptivsohn« und weniger respektgebietend.

Wir singen leise unter dem Fenster:

*Lieber Onkel Peter,
komm ein bisschen runter!
Lass den Onkel Gustaf oben,
dann wollen wir dich loben!*

Onkel Axel, zwei Jahre jünger als mein Vater, war »im Krieg«. Als alter Mann, kurz vor seinem Tod 2006, erzählt er mir seine Geschichte: 1937 ohne Arbeit und Perspektive, hat er sich freiwillig zum »Reichsarbeitsdienst« gemeldet, wurde übergangslos in der Wehrmacht übernommen und war bei den Kämpfen von Anfang an dabei, erst in Frankreich, dann in Russland, in

Sommeruniform. »Massenhaft Erfrierungen« habe es gegeben und ein »überwältigendes Gefühl der Sinnlosigkeit«. 1944 hat man ihn geschnappt, die Truppen waren bereits aufgelöst, jeder sollte auf eigene Faust durchkommen. Er habe dann tief



Onkel Axel mit drei Regnier-Kindern auf Gustaf Gründgens' Olympia-Jolle. St. Heinrich, 1951.

in Russland im Wald arbeiten müssen, jeden Morgen habe man Tote hinausgetragen, er habe gehungert, seine Essensrationen heimlich vernichtet, brandgefährlich sei das gewesen, da es als Sabotage galt. 1949 hat man ihn mit einem Kranken-transport nach Hause geschickt. So kam er im Malvenhaus an, abgemagert, mit Rattenbissen im Gesicht, man hatte mit seiner Rückkehr fast nicht mehr gerechnet. Er hatte dann bald ein Auto und diverse Freundinnen und bekam eine kleine Anstellung beim Bayerischen Rundfunk. Er wurde neunzig Jahre alt und brachte es bis zum Verwaltungsdirektor des Bayerischen Fernsehens. Am Ende seines Lebens hat er fast nur noch geschwiegen. »Woran denkst du?«, fragte ich ihn. »An gar nichts«, sagte er, »das habe ich in Russland gelernt.«

Neben unserer Badehütte hat sich Filmregisseur Rolf Hansen eine eigene Hütte gebaut, weit schöner als unsere. Sie ist dunkelbraun, riecht durchdringend nach Holzschutzmittel und hat einen Dachboden, in den man hineinklettern kann. Rolf Hansen hat das Kriegsende mit unseren Eltern im Malvenhaus verbracht, gehört quasi zur Familie, kommt oft nach St. Heinrich. Fährt er weg, schließt er die Hütte ab, ist er da, will er nicht gestört werden. Kinder mag er nicht und mich, wie es scheint, am allerwenigsten. Dass er Filmregisseur ist, geht uns wie selbstverständlich über die Lippen, aber würde man uns fragen, was ein Filmregisseur genau tut, wüssten wir vermutlich wenig zu sagen. Er spricht von Scheinwerfern, die sein Sehvermögen geschwächt hätten, ich stelle ihn mir vor, wie er in einem großen Saal mit zusammengekniffenen Augen in Lichter blinzelt. Aber was für Filme hat er gedreht? Wir wissen es nicht und fragen nicht nach.

Jetzt weiß ich: Er war eine ziemlich große Nummer, auch

und gerade in der Nazi-Zeit. Erst Assistent des Filmpioniers und »Reichsfilmkammer«-Präsidenten Carl Froelich, dann Regisseur der Zarah-Leander-Filme *Der Weg ins Freie* (1941), *Die große Liebe* (1942) und *Damals* (1943), alle drei Riesenerfolge. Theo Mackeben, Michael Jary und Ralph Benatzky schrieben die Musik dazu, Zarah Leander sang die berühmten Durchhaltelieder »Davon geht die Welt nicht unter« und »Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen«, nach Texten von Bruno Balz, der als Homosexueller mehrmals im Gefängnis saß. Auch Rolf Hansen ist homosexuell; ob es ihm in der Nazi-Zeit geschadet hat, weiß ich nicht, Goebbels soll ihn anfänglich nicht gemocht haben.

Seit 1949 dreht er wieder: *Dr. Holl* (1951) mit Dieter Borsche und Maria Schell, *Das letzte Rezept* (1952) mit Heidemarie Hatheyer und O. W. Fischer, *Sauerbruch – das war mein Leben* (1954) mit Ewald Balser oder *Teufel in Seide* (1956) mit Curd Jürgens und Lilli Palmer. Letztere ist als Jüdin 1933 emigriert und in England und Amerika ein Star geworden, alle anderen haben ihre Karriere im Nazi-Reich begonnen und gemacht.

Rolf Hansen fährt ein silbergraues, fabelhaft schönes Mercedes-Cabriolet mit weißen Ledersitzen und hat es gar nicht gern, wenn ich daran herumspiele. Abends warte ich, bis er einsteigt, und schaue, ob ich das Licht sehen kann, das beim Öffnen der Autotür angeht. Am Samstagabend, wenn wir längst schlafen sollten, lauern wir auf das Vorbeifahren des »beleuchteten Schiffs«, eines Vergnügungsdampfers mit Musik und Tanz. Das »Lido« in Seeshaupt, wo Ähnliches stattfinden soll, kennen wir nur vom Hörensagen.

Im Malvenhaus ist jedes Zimmer belegt. Im Erdgeschoss wohnt die Malerin Margarethe von Gaffron, der das Haus

gehört. Sie ist taub, zieht Tabakpflanzen im Blumenkasten vor ihrem Fenster und schneidet sie mit der Nagelschere in Streifen. Am Hals hat sie ein Muttermal, das wie ein schwarzer, gepanzerter Käfer aussieht. Mich juckt es in den Fingern, es wegzuschnippen wie eine vertrocknete Hülse, aber ich halte mich zurück, denn Margarethe von Gaffron ist streng. Gelegentlich dürfen wir in ihre Zimmer, sie liegen abseits hinter einem Vorhang. Dort sitzt sie am Fenster und malt schöne Bilder nach Motiven der Umgebung: die Kirchen in Holzhausen und St. Heinrich, die Uferstraße am See, die Berge, auf die man blickt. In einer Holzkiste bewahrt sie Spielsachen auf, bemalte Würfel und anderes, sie hat sie nur ein, zwei Mal für uns geöffnet, bis heute erscheint sie mir als rätselhaftes Wunderwerk. Ihre Nichte heißt Ramée und kommt aus Indien. Geht sie abends im weißen Kleid durch den Garten, glaube ich, Schöneres nie gesehen zu haben. Ihr Neffe Janko braust auf dem Motorrad heran und gräbt ihre Beete um. Es sieht kinderleicht aus, die Schollen wirbeln durch die Luft. Ich versuche es auch und kriege die Gabel kaum in den Boden. Ich bewundere Janko und bedaure es, dass er so selten kommt. Mit seinem Sohn, dem Fotokünstler Klaus von Gaffron, bin ich später gut befreundet. Wir haben beide den Ehrenpreis des Schwabinger Kunstpreises bekommen und uns geärgert, dass es dafür kein Preisgeld gab und wir trotzdem so tun mussten, als freuten wir uns. 2012 habe ich deshalb eine Brandrede gehalten, der Ehrenpreis wurde abgeschafft, und seither bekommen alle Preisträger Geld.

Das Erdgeschoss-Eckzimmer hat Frau von Gaffron an Oma Goldi abgegeben. Die stammt aus Badenweiler und war, obgleich aus reicher Familie, lange Jahre sehr arm – ihre Mutter

hat das Hotel Schloss Hausbaden, das ihren Eltern gehörte, mitten in der Inflation verkauft, aus Hass auf ihren Schwiegersohn, unseren Großvater Dr. Anton Regnier, der ein Sanatorium daraus machen wollte und kurz darauf gestorben ist. Das Vermögen war weg, und Oma Goldi musste vier Söhne allein großziehen, der Jüngste, Georg, genannt Tschu-Tschu, lag beim Tod unseres Großvaters im Jahr 1924 noch in der Wiege. Das erzählt mein Vater. Dass es sich dabei um Selbstmord gehandelt hat, möglicherweise aus Kummer über seine gescheiterten Pläne – vielleicht war auch eine Liebesaffäre im Spiel –, erwähnt er nicht. Auch Oma Goldi schweigt darüber, weniger aus Scham, meine ich, mehr aus einer Art stiller Trauer über ein längst vergangenes Ereignis.

Manchmal fährt Oma Goldi nach Paris zu Tschu-Tschu. Kommt sie zurück nach St. Heinrich, umweht sie ein Hauch von Frankreich. Zu anderen Zeiten fährt sie nach Badenweiler zu ihrer Mutter, der »Uroma«, die das Hotel verkauft hat. Die sei eine glühende Nationalsozialistin gewesen. »Schade, dass ich schon so alt bin, sonst könnte sich der Hitler in mich verlieben«, soll sie gesagt haben. Onkel Tschu-Tschu war nach dem Krieg in Frankreich wegen »collaboration« interniert. Was war das? Na ja, sagen die Erwachsenen, er hat irgendwie mit den deutschen Besatzern zusammengearbeitet – er sah französisch aus, sprach akzentfreies Französisch, da bot sich das an. Weiter wird darüber nicht gesprochen, vielleicht weil man nicht gerne daran zurückdenkt oder weil es eben so war. Im Lager habe es als Toilette einen Balken über einer Grube gegeben, erzählt der Onkel, dort sei man in langer Reihe gesessen, habe sein Geschäft verrichtet und sich dabei unterhalten: »Guten Morgen, wie geht es Ihnen, haben Sie gut geschlafen?« Er habe dann Typhus bekom-

men und aus Dankbarkeit die französische Krankenschwester geheiratet, die ihn gepflegt hat. 1996 hat er sich umgebracht, genau wie sein Vater, bei dessen Tod er noch in der Wiege lag.

Oma Goldi ist die sanfteste Frau, die mir je begegnet ist. Sie klagt nie, braust nie auf, wird nie ärgerlich, pocht nie auf ihre Rechte, auch wenn andere ungeduldig mit ihr sind. Ein einziges Mal meint sie, uns strafen zu müssen – und genau dieses eine Mal ist sie im Unrecht. Eine unserer Puppen ist verschwunden. Wir suchen und suchen und können sie nicht finden. Dann finden wir sie doch, im Schrank unserer Mutter, mit neuen Kleidern. Wir glauben an ein Wunder und laufen zu Oma Goldi, um es ihr zu berichten. Aber Oma Goldi hat die Kleider genäht, als Überraschung für uns, jetzt haben wir ihr die Freude verdorben. In gänzlich untypischer Strenge holt sie eine Reisigrute, vermutlich ein Überbleibsel des letzten Nikolausabends. Wir müssen uns aufs Bett legen, aber Oma Goldi bremst jeden Schlag so sorgfältig ab, dass auf unserem Hosenboden nur ein Streicheln zu spüren ist. Wir fühlen uns schuldig, obwohl wir es gerade dieses Mal nicht sind.

Im ersten Stock wohnt die Großfamilie Regnier-Wedekind, bestehend aus unseren Eltern Pamela Wedekind und Charles Regnier, den Kindern Carola, Adriana und mir, und Oma Tilly, mit richtigem Namen Tilly Wedekind, Schauspielerin und Dichterwitwe. Sie hat das größte und schönste Zimmer, mit zwei Fenstern nach Süden und einer Tür zum Balkon. In einer Ecke steht ihr Bett, daneben ihr Nachttisch mit Klosterfrau Melissengeist und den Losungen der evangelischen Kirche, obgleich sie als Österreicherin katholisch ist und auch mit uns in die Kirche geht. Ihre Depressionen haben sie fromm

gemacht, das erfahre ich später aus ihren Briefen. Fährt sie weg, zeichnet sie uns mit dem Daumen ein Kreuz auf die Stirn.

Am Fußende ihres Bettes, geschützt durch einen Paravent, steht ihr Waschtisch. Um Eventualitäten vorzubeugen, hängt sie bei entsprechender Gelegenheit ein Schild an ihre Tür: »Ich wasche mich!«

Moni Poerschke, meine älteste Freundin, die mit ihrer Mutter in Pischetsried wohnt und oft zum Spielen herüberkommt, hat die Tür einmal trotzdem versehentlich geöffnet und die Oma nackt in einer Waschschüssel vor ihrem Waschtisch stehend gesehen, mit aufgelöstem Haar, das bis zum Popo reichte, ein unvergesslicher Anblick sei das gewesen. Mir ist Oma Tillys Zimmer vor allem als Stätte unseres Mittagsschlafs in Erinnerung, den wir, obgleich kein bisschen müde, nach dem Essen halten müssen, in endlosen Minuten die Fasern der grünen Wolldecke auf ihrem Divan zählend, weil es sonst absolut nichts zu tun gibt.

Moni Poerschkes Mutter Irmgard ist eine Schwester des Journalisten Wilhelm Emanuel Süskind, mit dem unsere Mutter seit ihrer gemeinsamen Jugend mit Erika und Klaus Mann befreundet ist. Er kommt mit dem Auto, voller Schwung und Energie und ist eine der vielen Gestalten unserer Kindheit, die wir gut kennen, aber wenig über sie wissen. In Wahrheit hat das Dritte Reich auch in diese Gemeinschaft eine tiefe Kluft gerissen, denn Willy Süskind hat in diesen Jahren zwar das Literaturblatt der vergleichsweise unabhängigen *Frankfurter Zeitung* geleitet, aber auch für die im »Generalgouvernement« des »Schlächters von Polen« Hans Frank erscheinenden *Krakauer Monatshefte* geschrieben. Erika Mann hat ihm das nie verziehen, nachzulesen in einer Buchausgabe ihrer Briefe: »Ich bin niemandes Richter; doch steht es fest in

mir, dass unsere Wege sich auf Nimmerwiedersehen getrennt haben.«¹

Unsere Mutter, die auch in Deutschland geblieben ist und in Berlin mit der Duldung Hermann Görings am Preußischen Staatstheater in Berlin gespielt hat, erfährt ein anscheinend milderes Urteil: In einem hellgrünen Hillman Minx mit roten Sitzen fährt Erika Mann den Weg zum Malvenhaus hinauf, schwarzhaarig, im weißen Hosenanzug, mit roten Lippen und rot lackierten Fingernägeln. Die Erwachsenen ziehen sich in ein Zimmer zurück und reden lange miteinander. Wir können die Brisanz des Besuchs nicht ermessen, für unsere Mutter muss es erlösend gewesen sein, von der Freundin eine Art Vergebung zu erfahren, zumal diese weiß, dass auch ihr Ex-Ehemann und Todfeind Gustaf Gründgens, der »trotzlose Gustaf«, wie sie ihn nennt, im Malvenhaus verkehrt.

Oma Tilly führt ausgedehnte Korrespondenzen, meist mit Menschen, von denen sie glaubt, dass sie Wedekinds Werk fördern könnten, das in den Nazi-Jahren nicht gespielt wurde und vor dem Vergessenwerden bewahrt werden soll. Ihre Briefe legt sie für den Postboten zum Mitnehmen auf einen Sockel am Treppenabsatz, er heißt Herr Hunger und tut dies aus Gefälligkeit, denn die Poststelle in St. Heinrich ist schwer zu erreichen, und der Moment, da er auf seinem Rad in die Einfahrt biegt und ein Bein zum Absteigen über den Sattel hebt, ist eine wichtige Zäsur im Tagesablauf des Malvenhauses – wer noch etwas zum Mitgeben hat, möge sich beeilen. Einmal ruft Oma Tilly: »Der Hunger kommt«, als sie ihn von ihrem Fenster aus sieht. »Schnell, das Essen«, ruft eine

1 Erika Mann: *Briefe und Antworten II*, edition spangenberg, 1985, S. 49 f

Hilfskraft in der Küche, »Frau Wedekind hat Hunger!« Wer sie war, ist nicht überliefert, nur die Anekdote ist geblieben. Oma Tilly gilt als herrisch und ist es wohl manchmal auch. In Wahrheit ist sie gutmütig und sanft und trotz ihrer Depressionen immer bemüht, die Familie zusammenzuhalten.



»In unserem Kinderzimmer schlafen wir zu dritt«:
Adriana, Carola und Anatol im Malvenhaus.

In unserem Kinderzimmer schlafen wir zu dritt. Mein Bett steht in der Ecke zwischen dem Fenster nach Süden und der Balkontür zum See, hat also zwei Außenwände, darauf bin ich stolz, betrachte es als Privileg und genieße es, mir unter warmen Decken vorzustellen, dass ganz in meiner Nähe, nur durch die Mauer getrennt, Wind und Wetter ihr Spiel treiben. Hier lerne ich lesen: *Der Schiffsjunge vom weißen Stern*, *Jonas sorgt für drei* und natürlich die drei Bände *Winnetou* mit Old Shatterhand, Old Firehand und Old Death. Letzterer stirbt bei einem Schusswechsel. »Old Death war tot«, heißt es unvermittelt. Der Satz trifft mich wie ein Keulenschlag, ich muss ihn immer wieder lesen – »tot«, welch unbegreifliches Wort! In der Mitte des Zimmers steht ein Tisch, an dem wir morgens Malzkaffee und Brote bekommen, in der Ecke ein Ofen, daneben ein eisernes Waschestell. Der Ofen ist mannshoch aus verziertem Guss-eisen. Einmal komme ich beim Waschen zu nah an ihn heran und habe wochenlang ein Blumenmuster auf meinem Popo.

Eine Verbindungstür führt ins Zimmer unserer Eltern. Hier steht das Bett unserer Mutter, an der Wand hängt Frank Wedekinds Totenmaske mit diversen anderen Bildern von ihm. Bei seinem Tod war sie elf Jahre alt und spricht von ihm nur als »mein lieber Vater«. Bei guter Laune singt sie seine Lieder und begleitet sich dazu auf seiner Laute, die ich von Fotografien kenne. Sie hat breite Hände mit stumpfen Fingern, mit ihnen greift sie die Akkorde und zupft die Saiten. Ich versuche es auch und scheitere – wie kann ich meine Finger so weit spreizen? Nach und nach gewöhne ich mich, Wedekinds Lieder kann ich bald auswendig, auch anderes aus ihrem Repertoire, den »Blusenkauf« von Otto Reutter oder »Die Wanderratten« nach einem Gedicht von Heinrich Heine, das sie selbst vertont hat.

Unsere Mutter hat feuerrot gefärbte Haare und ein ebenso feuriges Temperament. Sie ist, wie Oma Tilly, gütig und großzügig, verliert aber oft ohne sichtbaren Anlass die Nerven. Dann schreit sie, schlägt Türen, und keiner weiß, warum. Ich bin es gewohnt und nehme es nicht sonderlich ernst, aber wenn es unvermittelt trifft, kann einen Schock bekommen.

Unser Vater schläft auf einer Couch auf der anderen Seite des Zimmers. Das ist vollkommen in Ordnung, niemand findet etwas dabei, und niemand käme auf den Gedanken, dass ihm, und nicht unserer Mutter, der bequemste Schlafplatz zustünde. Das Zentrum der Familie ist er trotzdem. Morgens krieche ich zu ihm hinein, er macht im Schlaf Platz, und auch ich schlafe sofort wieder ein.

Gegessen wird im Atelier. Es liegt neben Oma Tillys Zimmer auf der Nordostseite des Hauses. Man blickt direkt in den Wald, wo gleichmäßiges Halbdunkel herrscht. In eine Ecke des Ateliers, um das Ostfenster und die Tür zum hinteren Balkon, hat man eine Holzhütte gebaut und in ihr eine Küche eingerichtet, mit Kohleherd, Arbeitstisch, zwei Elektroplatten und Geschirrschrank. Hier kocht Tante Manni, Tschechin aus Brünn und zweite Ehefrau von Tillys verstorbenem Bruder Dagobert Newes, genannt Onkel Bertl, weiland Bankdirektor in Prag. Wegen ihrer Ehe mit einem Österreicher wurde Tante Manni nach Kriegsende aus der Tschechoslowakei ausgewiesen, am Zug hat ihr ein Soldat mit einem Gewehrkolben die obere Zahnreihe ausgeschlagen. Sie kaut mit Vorsicht und schneidet ihr Brot ein, um es leichter abbeißen zu können. Tante Manni heißt mit Mädchennamen Marianne Srp, ihr Bruder Leo, von dem sie oft erzählt, heißt folglich Leo Srp. Sein Vor- und Nachname besteht aus nur sechs Buchstaben,



Charles Regnier, das Zentrum der Familie.

wir finden das lustig und wiederholen es immer wieder. 1952 hören wir in ihrer Küche die Radioübertragung der Krönung von Elizabeth II.

Die böhmische Küche ist herrlich. Es gibt »Faschiertes« (sprich: Hackbraten), Serviettenknödel, Marillknödel,

Zwetschgenknödel mit zerlassener Butter und Bröseln, Mohn- oder Gleichgewichtskuchen. Nachmittags sitzt Tante Manni in ihrer Mansarde und hört die endlosen, vom Roten Kreuz im Radio verlesenen Namenslisten, in der Hoffnung auf Nachricht von ihrem Stiefsohn Peter, der zuletzt in Russland gesehen wurde. Sie hat eine Schwester in England, Gretel Fleischmann, die mit ihrem jüdischen Mann dorthin emigriert ist und in Rustington, Sussex, Porzellanpuppen herstellt.

Martin Fleischmann, ihr Sohn, wurde 1989 kurzzeitig weltberühmt und Anwärter auf den Nobelpreis, als bekannt wurde, dass ihm die sogenannte Kalte Fusion gelungen war, mit der sich schon der sowjetische Physiker Andrei Sacharow beschäftigt hatte. Die Nachricht war eine Sensation, man glaubte, unerschöpfliche neue Energiequellen gefunden zu haben, aber anderen Wissenschaftlern gelang es nicht, das Experiment zu wiederholen. Martin Fleischmann geriet in Misskredit und starb 2012; die »Kalte Fusion« wird weiter erforscht.

In der zum See gelegenen Mansarde wohnt Else Witzel, genannt Tati. Ihr Zimmer ist winzig, gerade mal ein Sofa, auf dem sie auch schläft, und ein Tisch passen hinein. An der Zimmerdecke ist ein großer Fettfleck. Butter sei darüber versteckt worden, heißt es, wahrscheinlich um sie vor dem Zugriff ehemaliger KZ-Häftlinge zu bewahren, die Ausgleich für die ihnen zugefügten Qualen forderten. In großer Zahl seien sie auf der Wiese vor dem Malvenhaus gestanden, erzählt mein Vater. Die Furcht vor ihnen sei groß gewesen, in manchen Häusern habe man nachts Topfdeckel an die Tür gelehnt, die beim Umfallen Lärm machen sollten. Er habe ihnen Kartoffeln gekocht und sich um Hilfe bemüht, trotzdem seien alle Fahrräder aus dem Keller geklaut worden. Man nahm es hin, wer wollte sich beklagen angesichts des Leids, das man ihnen

zugefügt hatte? Die Butter habe man vergessen, irgendwann sei sie geschmolzen, daher der Fettfleck.

Frau Witzel hat drei Kinder: Egon Witzel, wohnhaft in Mindelheim, Elfriede Witzel, die auf ihrem Rex-Rad aus München kommt und Holz hackt (»Sie wäre besser ein Mann geworden«, sagt ihre Mutter), und Fritz Witzel, Fotograf, ebenfalls aus München, genannt Onkel Fritz. Wenn er zu Besuch ist, schläft er in der Abseite neben Tatis Zimmer und wirft, wenn wir auf dem Balkon frühstücken, Papierschnipsel auf uns herunter, aus Witz (nicht umsonst heißt er Witzel), und tut dann so, als sei er es nicht gewesen. Sein Lieblingsswitz ist die Abwandlung des Satzes »Sieh mal, Muttchen, so macht man Pommes frites« in »Sieh mal, Muttchen, so macht man vom Fritz«. Solche Witze vergisst man nie.

Das Rex-Rad, auch bekannt als Fahrrad mit Hilfsmotor, ist ein Segen der Nachkriegszeit. Gerade mal sechzig Pfennig kostete sie die Reise von München nach St. Heinrich und zurück, schwärmt Elfriede Witzel, welches andere Verkehrsmittel könne da mithalten? Sie ist groß und kräftig, hat eine tiefe Stimme und quer über der Nase eine Narbe. Sie raucht »Zuban«-Zigaretten (sonntags die teureren »Astor«, »da merkt man den Unterschied«, meint sie). Ihr bevorzugtes Kleidungsstück ist der Monteuranzug. Beim Holzsägen hinter dem Haus sind wir ein gutes Team (kein Waldspaziergang vergeht ohne Mitnahme eines Leiterwagens zum Holzsammeln). »Das geht durch wie Butter«, sagt Elfriede Witzel. Wenn es gut läuft und ich mich in den Rhythmus einfüge, dann macht die Arbeit Spaß und ist sogar irgendwie begeisternd. Am Abend habe ich das Gefühl, etwas geleistet zu haben.

Mein anderes Betätigungsfeld ist der Mandl-Hof der Familie Melf, über den Feldweg in ein oder zwei Minuten